HEIMATVEREIN SCHÖNAICH E.V.

HEIMATGESCHICHTLICHE BEILAGE

SCHÖNAICHER MITTEILUNGSBLATT

Ausgabe Nr. 66 • September 2014 www.heimatverein-schoenaich.de

Vorwort des Vereinsvorsitzenden

Liebe Schönaicher/innen, nach einer kurzen Unterbrechung halten Sie heute wieder eine heimatgeschichtliche Beilage in Ihren Händen. Wir freuen uns, dass nach der langen, verdienstvollen Zeit unseres Ehrenvorsitzenden Walter Jehle, die Herausgabe der Beilage nun in jüngere Hände übergegangen ist. Unser Mitbürger Helmut Wagner, ein Spross aus einer alteingesessenen Schönaicher Familie, nimmt künftig die Mühe und Arbeit auf sich, uns mit Berichten und Themen in die Vergangenheit zurück zu führen. Wir danken dafür sehr herzlich und wünschen ihm ein erfolgreiches Wirken.

Die heutige Ausgabe enthält neben einem interessanten Thema zu Glaube und Aberglaube in Schönaich, die Lebensgeschichte des Schönaichers Gottlob Lauxmann (1896 – 1976). Seine selbst aufgeschriebenen Erinnerungen sind sehr umfangreich, spannend geschrieben und illustriert und da sie sich lang über beide Weltkriege erstrecken, hat der Verfasser der Beilage sich dazu entschlossen, eine Fortsetzungsgeschichte daraus zu machen. 100 Jahre nach Ausbruch des 1. Weltkriegs ein Zeugnis höchster Aktualität.

Wir vom Vorstand sind für die Fortführung der heimatgeschichtlichen Beilage sehr dankbar und wünschen Ihnen liebe Leser viel Freude. Vielleicht hat jemand von Ihnen auch einmal eine Idee zu einem Beitrag oder Bericht (evtl. mit Bildern), den wir dann zusammen ausarbeiten und abdrucken können.

Ihr Axel Hepfer

Glaube und Aberglaube in Schönaich

Ein längst überwunden geglaubtes Relikt aus alten Zeiten

Obwohl die Zeit des Hexenglaubens und der Hexenverfolgung auch in Schönaich vorbei war, kam es Ende des 17. Jahrhunderts wiederholt zu schweren Auseinandersetzungen wegen Verleumdung und Beleidigungen „in puncto Hexerei" die 1697 vom regierungsamtlichen Advokat untersucht werden sollte.

Es ging um Briefe in denen stand, dass 23 oder 24 Schönaicher Personen in einem Böblinger Waldstück Hexentänze aufgeführt hätten. Auch „ofern unter einer Linde" *(Linde am Steinbass),* soll so eine „Pasquill" (**Pasquill** ist eine Schmäh- oder Spottschrift, die verfasst wird, um eine bestimmte Person zu verleumden oder in ihrer Ehre zu verletzen) aufgetaucht sein. Nachdem eine 3. Schmähschrift „am Graben bei der Schießmauer" *(lag hinter der heutigen Apotheke „am Eichle")* aufgetaucht ist in der stand, dass es in Schönaich 24 Hexen gäbe und darin namentlich erwähnt wurden, war das Maß voll, weil trotz Verbrennen des Schriftsatzes „die Sache im ganzen Dorf ruchbar" wurde. Das ganze Dorf war in Aufruhr, da dies damals keineswegs als Unsinn abgetan wurde, sondern weil abergläubisches Denken noch weit verbreitet war. Einige der genannten Personen klagten gegen Schultheiß und Gemeinderat, da sie es unterlassen hätten den Brief als Dokument der Obrigkeit zu übergeben bzw. die Sache dort anzuzeigen, damit amtlicherseits die Sache hätte geklärt werden können. Derweil wurde der Brief verbrannt, obwohl natürlich viele Leute deren Inhalt bzw. die Namen inzwischen kannten und im Ort herumposauniert hatten. Da aber nichts bewiesen werden konnte, wurden die Kläger 1698 bei scharfer Strafe ermahnt, sich gegen den Schultheiß „botmäßig" zu erweisen und hinfort in Einigkeit zusammenzuleben.

Ein Gemeinderat namens Marx Bessey, als Anführer einer ganzen Gruppe, jedoch gab sich nicht zufrieden und „wollte nicht ruhen bis alles nochmals aus dem Fundament heraus" behandelt würde, denn es wurde bekannt, dass in der 3. Schrift stehe, dass 8 Personen erwählt seien, die Feldfrüchte des halben Ortes „zu verderben". Mangels Beweisen wurde die Sache aber eingestellt und Schultheiß Steck wurde „ein rühmliches Prädicat" ausgestellt, da er „der schönen Comun wohl vorstehe". Schlimm erging es dabei dem Kläger Marx Bessey da er sich „incorrigibel" (unverbesserlich) zeigte und nach Zahlung von 14 Gulden und Entzug seines Gemeinderatsmandates wurde ihm im Wiederholungsfall sogar mit Landesverweisung gedroht. Wie es weiterging wissen wir nicht, doch noch 1850 wurde in einer Oberamtsbeschreibung erwähnt, dass die Schönaicher Bevölkerung „öffentliche Schande fürchte und sehr kirchlich gesinnt sei". Die Herren im Oberamt „stoßen auf viel Religiosität, welche sich nicht selten zur Frömmelei steigere". „Als Schattenseite sage man aber den Schönaichern nach, dass sie sehr abergläubisch und noch mehrere Jahrzehnte zurück und den guten alten Sitten treu geblieben seien".

1899 wurde in Württemberg vom königlichen Landesamt ein Fragebogen verteilt indem jede Gemeinde aufgefordert wurde volkstümliche Überlieferungen zu Sitten und Gebräuchen, Glauben und Aberglauben, Sage, Dichtung und Mundart zu erfassen. Leider wollten die Schönaicher zum Thema Glaube und Aberglauben nichts beitragen, denn dass der Aberglauben in manchen Häusern noch stark vertreten war, wollten sie nicht eingestehen.

So gingen zu der Zeit manche Schönaicher bei Unglück im Stall zu Hexenbannern nach Wolfschlugen. Manche sahen Irrlichter in der Burghalde und wieder anderen war das „Schenoacher Manndle" auf dem Schönaicher First nicht geheuer.

(Quellennachweis: Walter Jehle Schönaicher Ortsgeschichte)

Feuersegen?

Was ist das?

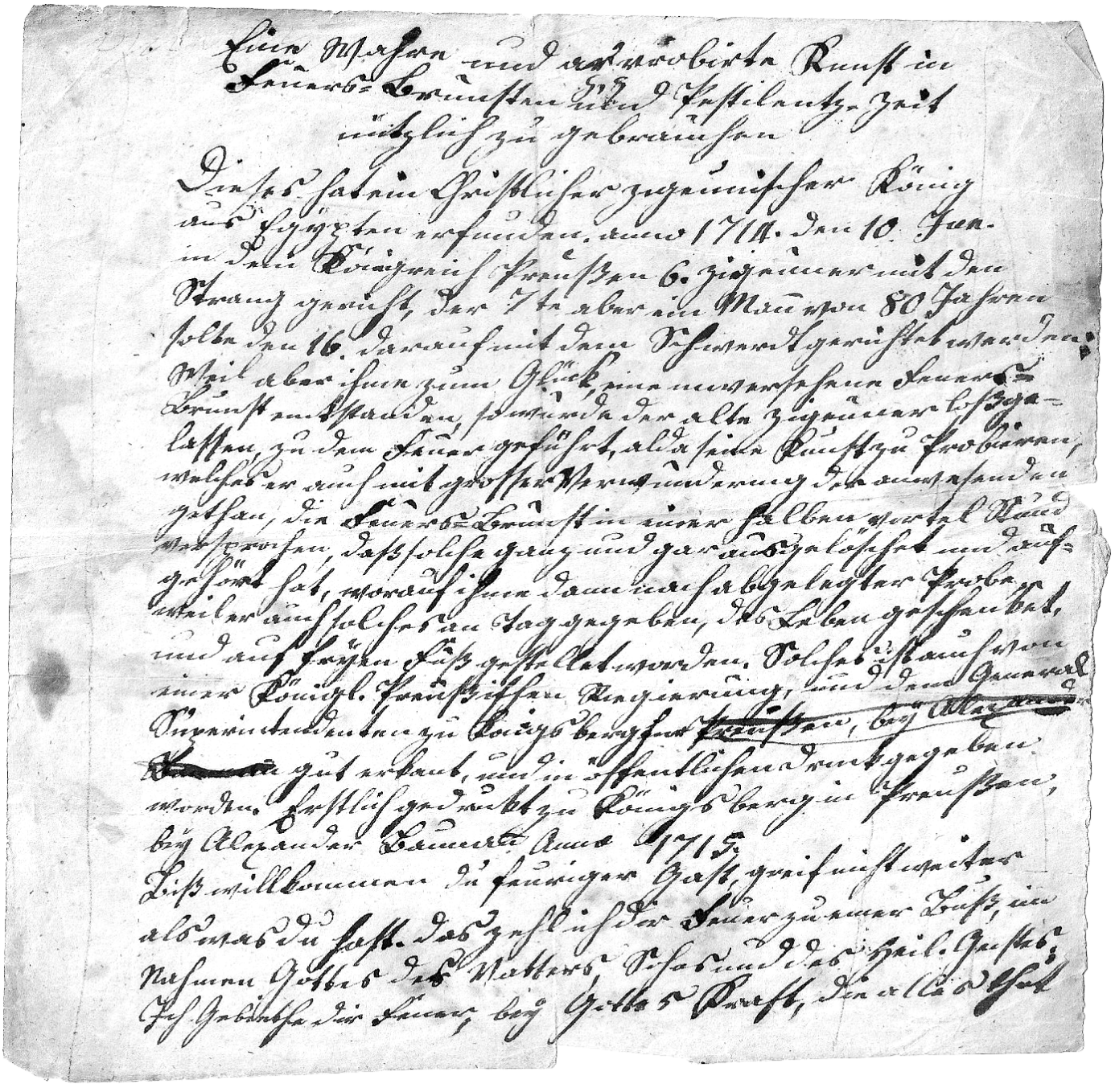
Auch sogenannte Feuersegen zur Verhinderung von Feuer waren im Umlauf, doch erst jetzt wurde ein solches Exemplar original erhalten dem Heimatverein übergeben, welches einst vermutlich anlässlich einer Geburt oder der Konfirmation oder Heirat (wir wissen es nicht) als Geschenk des Vaters an den Sohn angefertigt und übergeben wurde.

Manche würden sagen: „Wieder mal typisch Schönaicher – das Ganze soll nichts kosten, aber viel helfen!"

Die Urkunde war mehrfach gefaltet und trägt deutliche Gebrauchsspuren und wurde offensichtlich, vielleicht sogar unbeabsichtigt, von Generation zu Generation weitergegeben. Der Inhalt dieses Schriftstückes sollte als Abwehrzauber gegen Feuersbrünste und anderem Unheil dienen.

Laut Lexikon handelt es sich dabei um eine mittelalterliche Art von Feuerversicherung. Ein Aberglaube der durch magische Formeln und Segenssprüche zum Feuerbesprechen vor Feuer schützen oder es löschen soll. Der Feuersegen ist seit dem Altertum bekannt. Es handelt sich um einen sogenannten „S*egen*", der das Feuer mit einer vorformulierten, früher weit verbreiteten und bekannten Formel beschwören soll. Dieser schütze aber nicht nur vor Feuer, sondern auch vor Zauberei, Gespenstern und vor der Pest.

Das Schriftstück als solches, von dem die 2. Seite fehlt, ist in sogenannter deutscher Kurrent– bzw. Laufschrift geschrieben, welche von 1500 bis ins ausgehende 19. Jahrhundert die normale amtlich deutsche Schreibschrift darstellte, wie sie in der Schule im Accurat-Schreiben erlernt wurde. Erst 1915 kam die deutsche Sütterlinschrift, welche der Grafiker Ludwig Sütterlin eigentlich nur von der Kurrentschrift abgeleitet hatte, jedoch sich im gesamten deutschsprachigen Raum nicht verbreiten konnte. In der Schweiz, und bis 1952 in Österreich, war die deutsche Kurrentschrift weiterhin in Gebrauch. Die schnörkel- und ornamentreiche Kurrent wollte man quasi durch die hakelige Sütterlin ersetzen, da diese sich mit spitzer Stahlfeder leichter schreiben ließ. 1942 aber wurde diese endgültig durch die lateinische Schrift, der deutschen Normalschrift, abgelöst. (in der nächsten Ausgabe erfahren Sie mehr zu den Schriftarten)



Übersetzung des Textes.

Eine wahre und aprrobierte Kunst in Feuers-Brünsten und Pestilentz Zeit nützlich zu gebrauchen. Dieses hat ein christlicher zigeunischer König aus Egypthen erfunden, anno 1714, den 10. Juni in dem Königreich Preußen 6 Zigeuner mit den Strang gericht, der 7 te aber ein Mann von 80 Jahren sollte den 16. darauf mit dem Schwerdt gericht werden. Weil aber ihme zum Glück eine unversehene Feuers-Brunst entstanden, so wurde der alte Zigeuner losgelassen, zu dem Feuer geführt, alda seine Kunst zu Probieren, welches er auch mit grosser Verwunderung der anwesenden gethan, die Feuers-Brunst in einer halben viertel Stund versprochen, daß solche ganz und gar ausgelöschet und aufgehört hat, worauf ihme dann nach abgelegter Probe pp weil er auch solches an Tag gegeben, das Leben geschenket, und auf freyen Fuß gestellet worden. Solches ist auch von einer königlichen] Preußischen Regierung, und dem General-Superintendenten für Königsberg für (durchgestrichen: Preußen, bey Alexander Baumann) gut erkant und in öffentlichen Druck gegeben worden. Erstlich gedruckt zu Königsberg in Preußen, bey Alexander Baumann, anno 1715.

Das war bis jetzt nur die Erklärung bzw. die Vorgeschichte zur Glaubhaftmachung des nun nachfolgend aufgeschriebenen „Segens", der wie beschrieben, sogar im öffentlichen Druck (mit Verzierungen in allen Variationen) käuflich erworben werden konnte. Unser sparsamer Schwabe jedoch hat diesen und auch den Vorspann, lediglich irgendwo abgeschrieben, was dem Wirksamkeitsgedanke aber keinen Abbruch getan haben dürfte.

Leider sind nur noch 4 Zeilen der gedichthaften Reime im Original vorhanden, wobei aber der ganze Segen wie gesagt bekannt und überliefert ist und wie folgt lautete:

Biß will kommen du Feuriger Gast, greif nicht weiter, als was du hast. das zehl ich dir Feuer zu einer Buß, im Namen Gottes des Vaters, Sohns und des Heili[gen] Geistes. Ich gebiete dir Feuer, bey Gottes Kraft, die alles thut

Hier endet das Original. Weiter ginge es aber folgendermaßen:

und alles schafft. Du wollest stille stehen, und nicht weitergehen; so wahr Christus stand am Jordan, da Ihm taufet Johannes der Heilige Mann. Das zehle ich Dir Feuer zu einer Buß, im Namen der heili[gen] Dreyfaltigkeit. Ich gebiete Dir Feuer, bey der Kraft Gottes, du wollest legen deine Flamen, so wahr Maria behielt ihr Jungfrauschaft vor allen Damen, die sie behielt so keusch und rein, drum stelle Feuer dein Wieten ein. Diß zehl ich dir Feuer zu einer Buß, im Namen der allerheiligsten Dreyeinigkeit. Ich gebiete dir Feuer, du wollest legen deine Glut, bey Jesu Christi theures Blut, das er für uns vergossen hat, für unser Blut und Missethat. Das zehle ich dir Feuer zu einer Buß, im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und des heiligen Geistes. Jesus Nazarenus, ein König der Juden, hilf uns aus diesen Feuers Nöthen und bewahr diß Land und Gränz vor aller Seuch und Pestilenz.

Die Vorderseite des Faltblattes ist beschriftet mit dem Namen und dem Geburtstag des Adressaten und damit ist auch der Verfasser bekannt, welcher den Adressaten mit liebwertester Sohn anspricht.

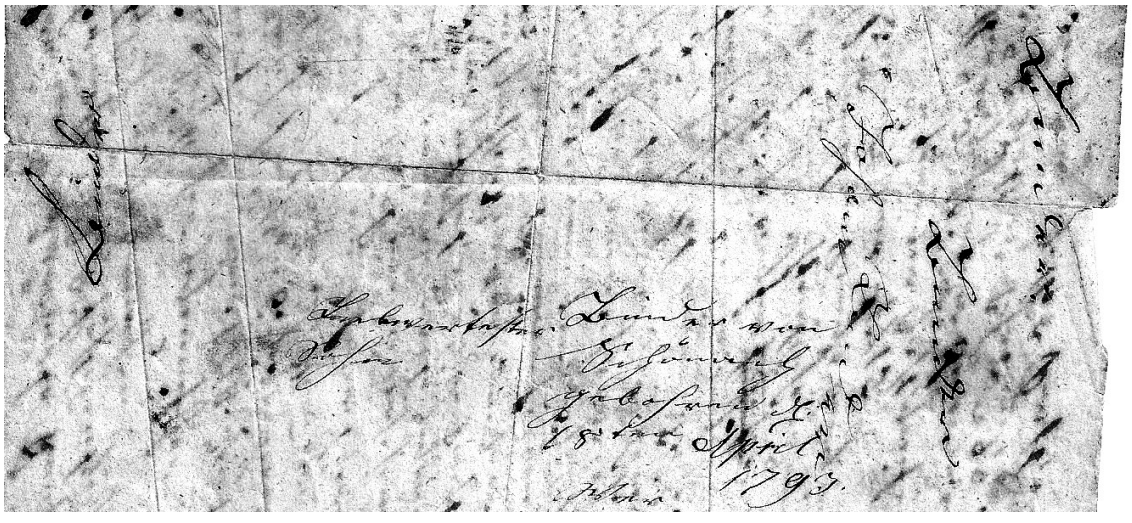
Liebwertester Sohn Johann Binder von Schönaich geboren, d[en] 18ten April 1793

Nachforschungen haben ergeben, dass dieses Schriftstück in einem Haus gefunden wurde, welches mit der Stammbaumlinie des Adressaten zunächst nichts gemeinsam hatte. Durch weitere Nachforschungen kam man aber zum Schluss, dass über 8 Generationen zurück doch ein gemeinsamer Stammvater, nämlich ein Hans Binder, „Steiffen Sohn", geb. 1651 sich ermitteln lies. Dessen Vater Jacob Binder „Steiff" geb. 1625 verkörperte in Schönaich die zweite Binder-Generation. Davor war nur noch Binder-Stammvater Peter Binder geb. um 1600, auf den sich fast alle Binder aus Schönaich zurückverfolgen lassen. Wenn man nachschaut findet man aber nahezu in jeder alten Schönaicher Familienlinie irgend ein, und sei es ein angeheiratetes Mitglied, welchen den Nachnamen Binder trug. Die genauen Abläufe und Zusammenhänge welchen Weg diese Papier genommen hat, lassen sich deshalb nicht näher aufklären. Warum dieses Schriftstück erhalten blieb und so verschlungene Wege nahm, bleibt ein Rätsel.

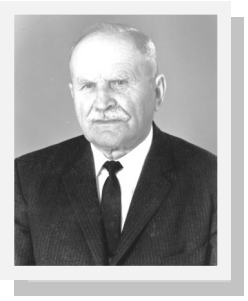
Der Inhalt des Briefes war zunächst ebenfalls rätselhaft, da heute kaum einer mehr in der Lage ist, diese Schrift ohne professionelle Hilfe zu entziffern.

Der Dank geht hier an Dr. Sabine Thurnburg, Archivarin der Gemeinde Schönaich, welche in gekonnter Weise den Text übersetzt und vervollständigt hatte.

Aber - das bleibt festzustellen – da gab es halt doch etwas bei den „zur Frömmelei neigenden religiösen Schönaichern", was sie der Öffentlichkeit nicht preisgeben wollten. Hoffen wir, dass der Aberglaube nun endgültig überwunden ist.



Die Lebenserinnerungen (Teil 1) von Gottlob Lauxmann, Schönaich * 8. 8. 1896



Diese Lebenserinnerungen hat **Gottlob Lauxmann** im Winter **1975/1976** eigenhändig aus dem Gedächtnis heraus aufgeschrieben. Nicht lange nachdem er dieses getan hatte, ist er am 5. Dezember 1976 im Alter von 80 Jahren in die ewige Heimat abberufen worden.
Die Trauerfeier stand unter dem Wort seines Konfirmations-Denkspruches aus Phil. 3, 14: ***„…und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus."*** Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wurden, wo notwendig, leichte grammatikalische Veränderungen und Anpassungen vorgenommen. Außerdem wurden zum besseren Verständnis Illustrationen und redaktionelle Anmerkungen eingefügt. Wer den **„Hansodama-Gottlob"** (so genannt nach seinem Großvater Johann Adam Lauxmann *24.6.1814, +18.10.1884), persönlich kannte, wird seinen ihm eigenen, humorvollen, „demütig-knitzen" Erzählstil wieder erkennen. Er war sehr belesen und hat sie alle gekannt, die Ideologien wie z. B. Monarchismus, Marxismus, Kommunismus, Nazismus, Kapitalismus. Als tiefgläubiger Mensch und „Stundenbruder" hatte er in späteren Jahren in Kenntnis vieler Mythen und Philosophien, gewarnt vor dem immer mehr um sich greifenden Zeitgeist des Modernismus in der Gesellschaft, der bereit ist allen möglichen Strömungen nachzulaufen. Er war einer der Wenigen die beide Weltkriege aktiv als Soldat miterlebt hatten. Manche gaben ihm auch den Spitz-Namen **„Somme-Gottlob",** da er viele wahre Geschichten darüber erzählt hat. Er hat oft dem Tod ins Auge geblickt, hat die **„Hölle von Verdun"** selbst erlebt, als von seiner Kompanie mit 150 Mann am Ende des Tages nur noch 12 übriggeblieben sind. Zwar war er nicht der Kopf und auch nicht Gründungsmitglied der Süddeutschen Gemeinschaft, jedoch ein weiser Vordenker mit hellem wachem Geist. Gelebt hat er stets nach dem „Motto" oder getreu dem Wort aus 1. Timotheus. 5, 21: **„Prüfet aber alles und das Gute behaltet!"**

Vorwort

Als ich 1963 wegen einem schweren Herzinfarkt im Krankenhaus lag, bekam ich einen ganz deutlichen Auftrag: „Wenn du wieder gesund wirst, dann schreibe deinen Lebenslauf", mit dem Titel:

„Der Kampf um eine Menschenseele"

Ich habe mich immer wieder gesträubt zu schreiben und so sind über 12 Jahre verstrichen seit der Zeit des Auftrages. In der Zwischenzeit wurde ich immer wieder ermahnt, zum Teil von Menschen, aber auch vom Herrn selbst, bis ich mich jetzt endlich entschlossen habe zu folgen und zu schreiben. Ein weiterer Grund war auch der, dass ich von Lebensbeschreibungen ganz ungebildeter Männer in meiner nun über 50 Jahren währenden Nachfolge einen ganz großen inneren Segen hatte. Ich bin auch so ein kleiner, geringer Bruder in dem Herrn, der keinen Ruhm für sich sucht, sondern aus Dankbarkeit und Liebe für das, was der Herr an mir und meiner Familie getan hat, soll dies geschrieben werden. So ist es mein Wunsch und Herzensbitte, dass Er das in aller Schwachheit von mir Geschriebene durch seinen werten Heiligen Geist benützen möge, und wenn nur eine Seele dadurch gerettet werde.

Meine Kindheitsjahre

Am 8. 8. 1896 bin ich, Gottlob Friedrich Lauxmann, in Schönaich, Oberamt Böblingen, als Sohn und sechstes Kind des Johann Georg Lauxmann (*20.3.1849, +1.3.1917 und dessen Ehefrau Dorothea geb. Rebmann (*31.10.1859, +2.1.1941) geboren. Drei meiner Geschwister sind im frühen Kindesalter gestorben, zwei vor und eines nach meiner Geburt. Somit war ich der Jüngste und des Vaters Liebling, was ich später oftmals hören musste, aber auch wirklich von meinem Vater spüren durfte. Ich kann mich noch gut bis ins vierte Lebensjahr zurückerinnern. Mit einem guten Gedächtnis bin ich ausgestattet und vom Herrn gesegnet worden, was für mein späteres Leben ein großer Vorteil war. Oft wurde ich darum beneidet, aber es ist alles Gnade und nicht mein Verdienst. Wenn ich jetzt auf meine Kindheit zurückschaue, muss ich sagen, dass der Fürst der Welt auch wissen muss, welche ihm davonlaufen und den Dienst bei ihm aufkündigen.

Wie ich das in vielen Situationen erlebt habe, will ich im Folgenden weitergeben:

In früher Kindheit ein 1. Erlebnis

Mit zwei Jahren zog ich einen Topf mit heißer Milch vom Küchentisch herunter und habe mir dadurch das Gesicht und den Hals verbrüht. Meine Mutter war nur geschwind weggegangen - und schon war es geschehen. Das hatte für meine Eltern einige schlimme Monate zur Folge, denn die Brandwunden mussten immer wieder verbunden werden. Als man später sah, dass außer Narben kein weiterer Schaden entstanden ist, waren Vater und Mutter erleichtert.

Ein 2. Erlebnis im vierten Lebensjahr

Ich entsinne mich noch genau daran. Unsere Nachbarn hatten auch eine kleine Landwirtschaft, aber keine Scheune. So mussten sie in zwei Schuppen ihr Futter aufbewahren und auch dort klein schneiden. Die Schuppen waren mit Dachpappe bedeckt und mit Sandsteinen beschwert, so dass kein Wind die Pappe wegfegen konnte. Ich stand unten vor dem Schuppen und zwei Buben des Nachbarn mit 6 und 8 Jahren befanden sich oben auf dem Dach. Plötzlich ließ der sechsjährige Junge einen Sandstein herunterfallen. Dieser fiel mir direkt auf den Kopf. Da lag ich nun -

Gottlobs Geburtshaus Ecke „Gommiweg / Halde"
Dahinter das Haus vom „Schneider-Nagel"
Beide Häuser renoviert. Aufnahme 2006

bewusstlos bis nachts 10 Uhr. Meine Angehörigen hatten mich unterdessen in mein Bett getragen und freuten sich als ich wieder zum Bewusstsein kam. Es gab dann gleich dazu eine heitere Episode. Einige Tage vor dem Unfall hatte ich mir die erste Hose anmessen lassen dürfen und zwar von unserem Nachbarn dem „Schneider-Nagel". Es war für mich natürlich eine große Freude nun nicht mehr im Rock (Mädchenkleidung) herumlaufen zu müssen. Jetzt war es das erste was ich beim Aufwachen aus der Besinnungslosigkeit befahl: „Saget nur dem Schneider-Nagel, dass er meine Hose nicht mehr machen braucht!" Ich meinte nämlich ich müsste sterben, weil ich mich so elend fühlte. Wenn ich später einmal wieder krank wurde bekam ich von meinen älteren Geschwistern jedes Mal zu hören: „Muss man wieder zum Schneider-Nagel und sagen, dass er die Hose nicht zu nähen braucht." Ich habe seither schon manche Hose zerrissen.

Das 3. Kindheitserlebnis

Ich war jetzt sechs Jahre alt und an dem Vorfall nicht ganz schuldlos. Es war schon eine große Portion Kühnheit damit verbunden, was in der Scheune des Gemeinde-Farrenstalls geschah. Der Farrenwärter musste viel Futter schneiden für sechs so große Farren. Da alles noch mit Handbetrieb vor sich ging, war er froh, dass er in uns Kindern eine Hilfe hatte. Dafür durften wir uns nachher im Heu tummeln. Da fiel es den Älteren ein: „Wir springen vom Öhmd *(2. Heuernte, Anm.d.Red.)* übers Zugloch in das Heu."

Farrenstall mit Scheune in der „Halde" um 1955
Heute Große Gasse / Steinenbronner Straße

Dabei ging es 6 - 7 m tief hinab. Ich wollte es als Jüngster auch probieren und ging hinauf aufs Öhmd. Beim Sprung, der leider zu kurz geraten ist, fiel ich etwa 8 m tief auf die Scheunentenne und war bewusstlos. Meine Kameraden trugen mich heim. Es war schon Nacht. In der Nähe des elterlichen Hauses kam ich wieder zu Bewusstsein. Ich sagte zu meinen Kameraden, die mich trugen: „Lasst mich jetzt allein gehen, ich komme nun selbst heim", denn meine Eltern sollten nicht erfahren was passiert war. Der Vater war schon im Stall zum Füttern, aber meine Mutter kam gerade zur Haustür heraus. Sie sah mir im Licht des Hausflurs gleich an, dass etwas nicht stimmte und fragte was mir fehle. Ich sagte zu ihr: „Ich möchte am liebsten gleich ins Bett, weil ich arge Zahnschmerzen habe." Das war nicht gelogen, denn beim Aufprall auf dem Boden der Scheune, habe ich nämlich alle meine Milchzähne verloren. Der Farrenwärter kam dann in den Stall zu meinen Eltern und fragte besorgt: „Wie geht es eurem Gottlob?" Meine Mutter antwortete: „Der hat gesagt er habe so Zahnweh und wolle gleich ins Bett." Der Farrenwärter war dann befriedigt und sagte: „Dann ist es schon recht", und ging zur Stalltüre hinaus, ohne dass meine Eltern fragen konnten, was vorgefallen sei. Als die Arbeit im Stall fertig war, wollten sie mich selbst danach fragen, aber ich lag schon in tiefem Schlaf. Ob die Bewusstlosigkeit sich wieder eingestellt hatte, oder ob es natürlicher Schlaf war weiß ich nicht, auf alle Fälle wollten meine Eltern mich nicht mehr wecken. Am nächsten Morgen kam dann das Verhör. Es stellte sich heraus, dass es nicht die kaputten Schuhe waren, wie die Mutter meinen Vater beschuldigt hatte, sondern es meine Frechheit war, über das Zugloch zu springen. Das hätte meinen Tod bedeuten können, deshalb waren meine Eltern doch dankbar, dass keine schlimmeren Folgen entstanden waren. Bald darauf musste ich in die Schule, worauf ich mich recht freute. Das Lernen fiel mir nicht schwer, nein, ich ging je länger je lieber zur Schule. Es war sogar so, dass ich nach der Schulentlassung Heimweh nach der Schule bekam.

Ein 4. Erlebnis

Ehe ich zum nächsten Erlebnis komme, möchte ich noch ein für mich freudiges Ereignis einflechten. Mein Vater hatte im Jahre 1906 das Milch- und Botengeschäft von meinem Onkel gekauft. Es stand nun ein Pferd im Stall und dazu kam auch noch ein Hund, was mein Bubenherz mit großer Freude erfüllte, aber auch mit mehr Arbeit verbunden war. Nun will ich das 4. Erlebnis schildern:

Es war in meinem 12. Lebensjahr. An dem Vorfall selbst war ich nicht schuld, sondern ein Kamerad von mir. Es geschah am See in Schönaich *(Holzgerlinger Straße Ortsausgang links).* Alle die es miterlebt haben, sind in großen Schrecken versetzt worden, weil alle meinten, ich sei ertrunken. Wir Kameraden waren am Sonntagnachmittag im Wald. Beim Heimgehen kamen wir am See vorbei und wollten ein Bad nehmen. Wir hatten uns alle aus-gezogen und setzten uns auf einen Holzbalken der am Rande vom See befestigt war. Da es ein sehr heißer Nachmittag war und wir ziemlich ver-schwitzt waren, wollten wir uns zuerst ein wenig abtrocknen lassen, ehe wir im kühlen Nass untertauchten. Da fiel einem Kameraden die Bosheit ein, uns zu erschrecken. Er lief hinter uns herum und gab bald dem, bald dem andern einen Stoß mit dem Fuß auf den Rücken. Wir mahnten ihn, diesen Unfug zu unterlassen, aber immer versuchte er es wieder, bis das Unglück geschah. Ich unterhielt mich mit dem übernächsten Kameraden und beugte mich dazu etwas vor. Dies benützte er, gab mir einen kräftigen Stoß und schon lag ich im Wasser. Durch den Schrecken verlor ich sofort das Bewusstsein. Alle, die es beobachtet hatten riefen zusammen: „Er ist ertrunken!", weil sie nichts mehr von mir sahen. Zum guten Glück war ein Kamerad im Wasser, der tauchen konnte. Dieser beobachtete wo auf dem See genau an der Oberfläche sich Bläschen bildeten, tauchte dort hinunter und holte mich herauf. Es ging um Sekunden. Auf einmal ging mir die Sonne auf wie einem Jakob bei Pniel. Wieder war Satans Anschlag auf mein Leben zunichte gemacht.

Das Wirken des Heiligen Geistes

Ich bin in einem christlichen Elternhaus aufgewachsen. Meine Mutter ging zur Pregizer-Gemeinschaft und mein Vater war auch ein bibelgläubiger Christ. Er las viel in der Bibel und hielt Morgen- und Abendandachten. Am Sonntagabend wurde immer von meinem Vater eine Predigt von Pfarrer Brastberger gelesen. Dabei mussten wir Kinder zuhören. Diese Predigten machten schon frühe einen Eindruck auf mich.

Die Schönaicher Ortschronik über die Pregizerianer
Während der Amtszeit von Pfarrer Hirst wird uns erstmals von Privatversammlungen offenbar pietistischer Art in Schönaich berichtet. Sie fanden damals unter Leitung des Geistlichen in guter Ordnung statt und waren auch dem Magistrat nicht zuwider (1794). Unter Pfarrer Klemm gab es 1805 zunächst 3, dann nur noch 2 Privatversammlungen. Sie wurden nach Geschlechtern getrennt abgehalten. 1822 unterschied man zwischen den gewöhnlichen „Pietisten" und den sogenannten „Gläubigen" oder „Pregizerianern". Die ersteren hatten damals 14-16 männliche und ebenso viele weibliche Mitglieder. Die Pregizerianer etwa 15. Die ganz dem Streben nach persönlicher Heiligung hingegebenen, zurückgezogen lebenden „Michelianer" sahen sich in scharfem Gegensatz zu den sog. Pregizerianern, welche die Herrlichkeit des göttlichen Worts und die Freude daran in den Mittelpunkt ihrer Gottesdienste stellten und sehr gegen Chiliasmus (Lehre vom 1000-jährigen Reich und Jesu Wiederkunft) und Mission eingenommen waren. Ihre Leitung hatte lange Zeit der Bauer Johann Wacker, eine alte Charaktergestalt, der Vater des nachmaligen Schultheißen Johannes Wacker (1878-1908), der gleichfalls dieser Gemeinschaft angehörte. Die Mitgliederzahl (30-40) erreichte um 1880 ihren Höchststand mit 70 bis 80 Köpfen. Neben der Hahn'schen Gemeinschaft versammelte sich zunächst noch eine weitere pietistische Vereinigung, bestehend aus 18 bis 24 Personen, im Haus des Kirchenältesten Friedrich Brodbeck mit Gebet, Gesang, dem Lesen der Bibel sowie der Predigten von Oetinger und Hofacker (1850). Später gab es noch eine herrenhuterisch gefärbte religiöse Privatversammlung, welche Schulmeister Mayer hielt (1878: 15 Mitglieder).

Gossners Herzbüchlein

Ebenso hat es mir Gossners Herzbüchlein angetan. Ehe ich noch zur Schule ging und noch nicht lesen konnte, holte ich das Herzbüchlein immer wieder hervor und schaute interessiert die Bilder an. Ich möchte dieses Büchlein allen gläubigen Eltern und Großeltern für ihre Kinder und Enkel empfehlen. Andererseits zog aber auch der Satan mächtig bei mir. So entstand der Kampf um die Menschenseele.

Es war bei mir genauso wie eine Mutter von ihrem 6jährigen Jakob schrieb. Dieser hatte die Untugend sich immer vom Elternhaus zu entfernen und wie ein streunender Hund im Dorf herumzulaufen. Die Folge war, dass ihn die Mutter immer suchen musste. Da drohte sie ihm eines Tages in strengem Ton, dass sie ihn hart bestrafen werde, wenn er noch einmal wegginge. Aber es dauerte nicht lange und Jakob war wieder verschwunden. Als die Mutter ihn gefunden hatte, fragte sie ihn: „Wie konntest du wieder weglaufen? Ich werde dich zuhause sehr bestrafen!" Doch Jakob antwortete gelassen: „Mutter ich wollte nicht weggehen, stand lange vor dem Haus auf der Straße; da gab es einen Kampf in mir, der Heiland zog mich zurück an einem Fuß, aber am anderen zog der Teufel und der war stärker." Diesen Kampf musste auch ich als Knabe kämpfen.

Kein Musterknabe

Mein Fehler war nicht von zu Hause wegzulaufen, sondern dass ich gerne naschte. Hier hatte mich der Feind gebunden. Wenn etwas Gutes zu Hause war, wurde es von mir bald aufgespürt. Dann zog es mich solange wieder hin, bis meistens alles aufgegessen war. Ich wusste zwar genau dass darauf hin ohne langes Verhör die Strafe folgte. Meine Mutter sagte immer: „Da brauche ich nicht lange zu fragen, das war wieder der Lumpenkerle, denn Karoline nimmt nichts weg ohne zu fragen." Ich selbst war oft auch unglücklich über diesen Ungehorsam, denn der Heilige Geist und das Gewissen klagten mich an. Ein Musterknabe war ich nicht, spürte aber die Macht Satans schon frühe. Aber auch das Wirken des Heiligen Geistes.

D'r blonde Dicke

In die Schule ging ich sehr gerne, denn das Lernen fiel mir leicht. Ich brauchte nie zu fürchten, dass mir ein anderer den ersten Platz streitig machen könnte. In den letzten zwei Schuljahren hatten wir den Rektor Mall als Lehrer, der mich besonders lieb hatte *(Johannes Mall, Rektor 1906 – 1928, Anm. d. Red.).*

Er kannte mich schon ehe ich in seine Klasse kam. In der Vesperpause beobachtete er mich des Öfteren als Raufbold. Einen Schüler aus seiner Klasse holte er ans Fenster und fragte: „Wem gehört denn der blonde Dicke, den sehe ich halt immer raufen."

„Das ist der Karoline Lauxmann ihr Bruder", bekam er zur Antwort. Darauf sagte der Lehrer: „Sag ihm einen Gruß von mir, aber ich werde ihn schon trocknen, wenn er zu mir kommt." Meine Schwester erzählte das am Mittagstisch. Ich wurde natürlich von meinem Vater gescholten und er sagte: „Musst du immer der Ärgste sein?" Ich gab dann aber meinem Vater zu verstehen, dass wir nur ringen und nicht „händeln". Damit war er zufrieden. Es gab noch einen Auftritt, bei dem mich der Lehrer kennen lernte.

Unser Klassenzimmer lag gegenüber der Wohnung des Rektors. Wir Schüler kamen am Mittag früher zur Schule und unser Lehrer war noch nicht da. In der Zwischenzeit rauften wir so, dass ein ganzer Knäuel Buben auf dem Boden lag, als der Rektor von seiner Wohnung in unser Klassenzimmer gelaufen kam. „Wollt ihr das Schulhaus abbrechen, oder wie sieht es aus?", rief er uns erbost zu. Da löste sich der Knäuel auf und 6 - 8 Buben standen vor ihm, von denen ich auch einer war. Er fragte dann erregt: „Wer sitzt bei euch überhaupt erst?" *(Sitzordnung/Rangfolge entsprechend den Leistungen, Anm. d. Red.).* Als ich mich meldete schrie er: „Um Gottes Willen, dann ist dir aber nicht mehr zu helfen", und ging schnellstens zur Tür hinaus. Ich dachte mir gleich, dass durch meine Schwester wieder eine Botschaft an mich kommt und die lautete so: „Sag deinem Bruder, dass er bei mir keinen Tag lang erst sitzt."

Aber es kam anders. Am ersten Schultag befürchtete ich, dass er mich nun gleich nach hinten setzen werde. Er musterte mich auch mit kritischen Augen, aber merkte bald, dass er mich nicht versetzen brauchte. Die beiden ersten Tage redete er mich mit dem Geschlechtsnamen an und danach war ich nur noch der Gottlob und sogar sein Liebling. Wie oft sagte er in den zwei Jahren: „Ich habe gar nicht gewusst, dass du so lieb bist", und ich durfte viel Liebe von ihm erfahren.

Rektor und Mentor Johannes Mall

Sein einziger Sohn Hermann war ein Jahr älter als ich und war damals in Maulbronn zur Ausbildung als Lehrer. Er als Vater hatte immer Sorge, ob der Sohn das Aufnahmeexamen nach einem Jahr auch bestehen würde. So fuhr er am Tag des Examens selbst nach Maulbronn. Der Sohn hatte nur 5 von 10 der gestellten Fragen lösen können. 5 war aber die Zahl mit der man nicht bestand, das erste Jahr aber wiederholen konnte. Der Vater entschied sich dann für das Studium der Musik, da der Sohn musikalisch sehr begabt war. Mein Lehrer brachte mir die 10 Fragen die den Zöglingen in Maulbronn gestellt worden waren mit. Er wollte gerne wissen wie viele Fragen ich lösen konnte. Mit Leichtig-

keit habe ich 9 Fragen gelöst, die 10. nur deshalb nicht richtig, weil ich meinte, die sei doch viel zu leicht für angehende Lehrer. Sie lautete: „Wann ist Luther gestorben?" Ich wusste ja genau, dass er 1483 geboren wurde und 1546 gestorben ist, daher schrieb ich nur „im 16. Jahrhundert".

Keine Herren in der Familie

Mein Lehrer sagte darauf zu mir: „Ich gäbe viel darum, wenn ich deine Gaben in meinen Hermann hineinlegen könnte." Es seien wohl ganz wenige in Maulbronn gewesen, die diese Fragen richtig lösen konnten. Daher kam er eines Tages zu meinen Eltern und bat sie, mich doch Lehrer werden zu lassen. Es sei „Sünd und Schad" solchen Verstand in Zigarren hineinzuwickeln. Er bot sogar finanzielle Hilfe an. *(Gottlob musste wie viele andere auch nach der Schule in der „Stompe" als Stumpenwickler / Zigarrenmacher arbeiten, Anm. d. Red.)* Aber mein ältester Bruder wehrte sich dagegen und sagte: „Wir brauchen keinen Herren in der Familie." Später nach etwa 15 Jahren sah er aber ein, dass diese schroffe, ablehnende Haltung ein Fehler war und bat mich um Verzeihung.

Pfarrer mit Schlagstock

In der Zeit vor meiner Konfirmation wirkte der Heilige Geist wieder mächtig an meinen Herzen sowie auch an anderen Klassenkameraden. Unser damaliger Pfarrer *(Jakob Fechter 1901 – 1910, Anm.d.Red.),* wurde krank und konnte den Dienst nicht mehr versehen. Somit erhielten wir zur Vertretung einen Pfarrverweser. Es war der Sohn eines Missionars, der wirklich eine Bekehrung erlebt hatte. Ich spürte deutlich einen großen Unterschied zwischen dem alten und jungen Pfarrer. Wie gerne gingen wir alle zu ihm in den Unterricht. Der alte konnte uns unbarmherzig mit dem Stock züchtigen, wenn sein großer Zorn zum Vorschein geriet. Der junge hingegen ließ uns seine große Liebe erfahren. Im Ort hieß es vom alten Pfarrer, er glaube selber nicht was er predige. Ich will nicht über ihn richten, das liegt mir ferne, aber ich fühle heute noch den Schmerz in mir, als er im Unterricht beim betrachten des Buches Hiob sagte: „Einen Hiob hat es nie gegeben, das sind nur Lehrbücher." Mit spöttischem Lächeln kam es über seine Lippen. Sicher aber hat er bemerkt wie wir erschrocken sind.

Neuer Pfarrer mit Testfragen

Wie waren wir dann glücklich im Unterricht bei unserem neuen Pfarrer. Er hatte es nicht nötig auch nur einen Schüler zur Aufmerksamkeit zu ermahnen. In den Religionsunterricht brachte er uns eines Tages einen Bogen mit 20 Fragen mit, die wir beantworten sollten. Er wollte damit prüfen, ob wir auch aufgepasst haben. Wie groß war seine Freude als ich alle 20 Fragen richtig beantwortet hatte. Eine Frage hieß: „Schreibe die Namen der verschiedenen Psalmendichter auf." Ich hatte in meiner Beantwortung sogar einen Namen mehr als er. Da kam er auf mich zu und fragte leise welchen Psalm dieser eine Dichter denn geschrieben habe. Ich sagte; „Psalm 89" (Ethan). Er schlug gleich seine Bibel auf und sah nach, dann sagte er, ab jetzt müsse ich Unterricht geben und er setze sich in die Schulbank. Es war gleich die Zeit zur Pause und wir gingen hinab in den Schulhof. Der Pfarrer aber wartete auf den Rektor, bis dieser von seiner Wohnung herunterkam und erzählte ihm gleich von mir. Unser Rektor war darüber so erfreut, dass er mich mitnahm in seine Wohnung und aufs Beste bewirtete. Seine Frau schnitt ein großes Stück Brot ab und bestrich es mit Erdbeermarmelade und er schenkte mir ein Glas Sprudel mit Himbeersaft ein. Das war in jener Zeit eine Seltenheit und besondere Delikatesse. Ich war sehr dankbar für die Bewirtung und Liebe, die ich des Öfteren erfahren durfte. Der „Blonde-Dicke" in mir wurde dadurch aber vielleicht noch stärker.

Tod des Pfarrers

Es kam dann die Konfirmation. Der alte Pfarrer war vier Wochen vorher gestorben. Der Pfarrverweser erzählte uns am Tag danach, was für einen Kampf der Sterbende noch hatte. Seine Frau samt seinen beiden Töchtern, waren in der Nacht seines Sterbens der Verzweiflung nahe. Sie weckten in ihrer Not den Pfarrverweser und baten ihn zu kommen um zu wachen. Auch dieser sah am anderen Tag ganz angegriffen aus. Ich musste dann am anderen Morgen gleich zu den anderen Klassenlehrern um ihnen mitzuteilen, dass der Herr Pfarrer gestorben sei. Es gab eine große Beerdigung. Die Pfarrer vom ganzen Oberamt nahmen im Talar daran teil. Mein Rektor wollte absolut haben, ich sollte ein Gedicht am offenen Grab vortragen. Aber ich hatte keine Lust dazu. Mit Ausreden entzog ich mich und er erteilte dann meinem Nebensitzer den Auftrag.

Konfirmation

Die Konfirmation (1910) war ein geistlicher Höhepunkt für die ganze Gemeinde. Die Predigt des Pfarrverwesers geschah in Vollmacht und Kraft. Es war eine richtige Erweckung unter uns Konfirmanden, aber auch unter denen die bereits vor 10, 20, 30 oder 60 Jahren selber hier am Altar standen und dem Herrn Treue und Nachfolge versprochen haben und damit ein Ende des Sündenlebens. In der Kirche war ein lautes Schluchzen zu vernehmen. So etwas hatte man vorher und auch nachher nie mehr erlebt. Leider wurde aber dieser Pfarrer nach einigen Wochen versetzt. Es wurde von der Kirchenleitung angeordnet, dass kein lediger Pfarrer hier bleiben dürfe, da die Böblinger Realschule so nahe sei, so dass es von Vorteil wäre, wenn ein verheirateter Pfarrer seine Kinder dorthin schicken könnte. Zu meiner Konfirmation durfte ich meinen Rektor einladen. Er freute sich darüber und nahm die Einladung gerne an. Als Geschenk brachte er mir ein wunderbares schönes Taschenmesser mit, das ganz sicher das teuerste aus dem Messerladen war.

In der „Stompe"

Nach der Konfirmation war die herrliche, sorglose Zeit für mich vorbei. Wie hatte ich Heimweh nach der Schule und meinem guten Lehrer, von dem ich soviel Liebe und Segen empfangen durfte. Den Sommer über musste ich daheim in der Landwirtschaft mithelfen. Im Oktober kam ich dann in die Zigarrenfabrik, um dort meinem ältesten Bruder „Wickel" zu machen. Das war für mich eine schlimme Zeit, denn ich hatte unter meinem Bruder viel zu leiden. Ich habe es ihm vergeben. In dieser Zeit ist mir oft der Josef eingefallen, der auch von seinen Brüdern gehasst wurde, weil er des Vaters Liebling war. Er sagte immer zu mir: „Wenn dich Vater und Mutter haben nicht erziehen können, so muss ich dich erziehen." Wenn meine Eltern dies von ihm hörten, sagten sie oft: „Wenn man andere erziehen will, muss man erst selber erzogen sein." Zum guten Glück dauerte diese Zeit nicht so lange. Es gab einen Streik in der Zigarren-Industrie, der 18 Wochen dauerte. Da mussten sich die Arbeiter eine andere Stelle suchen. Mein Bruder fand in Stuttgart bei der Straßenbahn Ar-

beit. Dort blieb er bis zu seiner Pensionierung. Er heiratete 1911 und zog ganz nach Stuttgart. Für mich war dies eine spürbare Erleichterung. Ich selbst ging als 15jähriger auch nach Stuttgart und fand Arbeit in einem Gipsergeschäft. Dort hat es mir gut gefallen. Vor allem war ich frei von meinem strengen „Erzieher". Der Chef der Firma hätte mich als Lehrling aufgenommen, aber meine Eltern wollten die Einwilligung nicht geben. Sie meinten, der Beruf sei nichts für mich, weil die Gipser immer einen großen Durst hätten. Meine Eltern wollten mich lieber am Ort haben, damit ich abends noch in der Landwirtschaft mithelfen könnte. So machte ich es auch und ging wieder in die Zigarrenfabrik, was im Winter sehr angenehm war. Ein großer Vorteil war, dass ich zum Mittagessen nach Hause gehen konnte. Aber das Eine merkte ich, dass der Geistesdrang auch bei mir stark nachgelassen hat. Mein Lehrer (Rektor) zu dem wir noch 2 Jahre lang im Winter in die „Nachtschule" (Fortbildungsschule) gingen, merkte es auch. Er sagte zu mir: „Du bist nicht mehr der Gottlob der du warst. Du bist auch leichtsinnig geworden in der Fabrik; hättest halt nicht dorthin gehört."

Milchbote

Im Sommer 1914 musste ich von der Fabrik ausscheiden, da mein Vater ernstlich krank geworden war und ich in der Landwirtschaft mithelfen musste. Im Herbst als eingeerntet war, meinte mein Bruder in Stuttgart, ich solle mich auch bei der Straßenbahn um eine Stelle bewerben, er gehe mit mir aufs Einstellungsbüro. Er sagte, wenn ich eingestellt werde, könne ich ja zu ihnen in Logis kommen. Sie hätten ein schönes Zimmer für mich. Aber auf dem Büro bekamen wir gleich den Bescheid, dass es für Leute dieses Jahrganges keinen Wert habe, da diese im nächsten Frühjahr bestimmt gemustert würden. Die Militärverwaltung wolle, dass Frauen statt junger Männer eingestellt werden. Daraufhin ging ich eben heim und wieder in mein altes Geschäft. Es war auch gut so, denn mein zweiter Bruder, der das Milch- und Botengeschäft betrieb, musste einrücken. Nur dauerte seine aktive Soldatenzeit nicht lange, da er sich einen Leistenbruch zugezogen hatte, und deshalb nach einem Jahr wieder entlassen wurde. Ich bekam dadurch in der Zwischenzeit einen neuen Beruf, nämlich mit dem Milchfuhrwerk nach Stuttgart zu fahren. Dabei musste ich jeden Morgen um 1 Uhr aufstehen und um 2 Uhr wegfahren. Dies geschah so lange, bis ich im September 1915 selbst eingezogen wurde.

Soldatenzeit - in Ausbildung

Der Soldatenzeit sah ich voller Erwartung und Freude entgegen. Als das aber meine Eltern merkten, wurden sie böse. Mein Vater sagte zu mir: „Wirst schon noch genug bekommen von deinem Kommiss." Wie recht er doch hatte. Die Ausbildung war hart. Es war bekannt, dass dieses Regiment ein strenges Zepter führte, nicht nur in der Garnison, sondern auch draußen beim Feldregiment. Auf dem Kasernenhof wurden wir nur angeschrien. Da wirbelten alle Tiernamen durch die Luft, wenn die ausbildenden Unteroffiziere und Gefreiten ihre Befehle ausgaben. Jeder wollte es am besten können um womöglich bald befördert zu werden. Es gab auch wenige Ausnahmen die menschlich mit uns redeten und an die ich heute noch mit Achtung denke. Einer hatte einen besonders abscheulichen Ton. Er schrie immer: „Ihr seid ja gar keine Menschen, ihr seid nur uniformierte Affen!" Als er schon Stillstand kommandiert hatte, sagte ich zu meinem Nebenmann: „Wo haben sie diese Kerle bloß gefunden." Der Feldwebel kontrollierte aus welcher Richtung das kam. Da sah er wie bei einem anderen die Patronentaschen immer auf- und abgingen. Er tat einen Fluch und wollte gleich wissen wer das ist. Schnell ging er die Linie ab, stieß dem Übeltäter seinen Degen auf den Bauch und rief: „Sie Schlaraff Sie wüster, ich fress' Sie auf! Wenn ich Stillstand kommandiere regt sich keine Miene mehr!" Dieser Vorgesetzte hatte uns am Einberufungstag in Leonberg abgeholt. Wir waren 800 Mann. Bei seiner Ansprache hatte er eine Amtsmiene aufgesetzt, als wäre er die höchste Person vom ganzen deutschen Heer, dabei ist er kurz zuvor gerade zum Vizefeldwebel befördert worden. In seiner geschwollenen Ansprache hob er hervor, dass wir ab heute unter dem Kriegsgesetz stehen und uns auf dem Transport auch dementsprechend verhalten sollen. „Ich möchte keine „Hammels" nach Zuffenhausen führen, sondern Menschen." Seit diesem Tage trug er den Spitznamen „der Hammels".

Im Massenquartier „zum Lamm" lagen 150 von den „uniformierten Affen" die sich einen Spaß daraus machten, die Kommandos des Vorgesetzten nachzuäffen. Ich dachte gleich, wenn der das erfährt, „ist es gefehlt" für uns. Ein Gefreiter, der Aufsicht hatte, ist auch prompt zum Verräter geworden. Er wartete einen geschickten Zeitpunkt ab, um mit uns abzurechnen. Unser Abteilungsleiter Feldwebel-Leutnant Ulmschneider musste einen Truppentransport nach Flandern ins Belgische bringen und war somit einige Tage weg. In dieser Zeit ließ uns unser Vizefeldwebel antreten und zwar im Kreis um ihn herum.

Es war auf dem Truppenübungsplatz Burgholzhof. Er begann mit den Worten: „Es ist mir zu Ohren gekommen, dass meine Kommandos im Massenquartier nachgeahmt werden." Als wir das hörten, ist uns natürlich der Schrecken in die Glieder gefahren. Oh weh, wie wird es uns gehen. Kommen wir nochmals lebend davon? Schon beim Anblick seiner Amtsmiene hätte es einem bange werden können. Er fragte jetzt ernstlich: „Wer hat meine Kommandos nachgeahmt? Heraustreten!" Einer fasste tatsächlich den Mut und meldete sich. „Wie wird es dem wohl ergehen", dachten wir andern. Doch es kam ganz anders! Denn er kommandierte jetzt: „Unteroffiziere und Gefreite sowie der Nachahmer auf die linke Seite treten." Die Übrigen ließ er neu antreten und sagte: „Dass ihr meine Kommandos noch besser nachahmen könnt, werdet ihr sie nun eine Stunde lang hören." Es war Winter, aber nach einer Stunde hatte es doch Schweiß gegeben und Blut an Händen und Köpfen. Man hörte danach auch kein Kommando mehr im Saal.

Es wäre noch manches Erlebnis zu berichten, aber ich will mich nicht länger damit aufhalten. Es gab freilich auch andere Vorgesetzte, die nicht ihre Launen an uns ausließen. Ein Unteroffizier in der 5. Korporalschaft *(Korporalschaft ist eine Untergruppe des Zuges bzw. Kompanie. Korporal ist ein altes Wort für Unteroffizier. Anmerk. d. Red.)* war ein Vorbild im ganzen Wesen und Benehmen. Nach meiner Ansicht bestimmt ein bekehrter Mann, denn man hörte nie ein wüstes Geschrei von ihm. Wenn Abteilungsleiter Ulmschneider die Korporalschaften zur Prüfung durchnahm, hatte die 5. in allen Sparten das beste Zeugnis und wurde gelobt. Das machte die übrigen Unteroffiziere immer neidisch und reizte sie zum Zorn, den wir dann wieder zu spüren bekamen. Ich hatte das Glück, bei einer Rekrutenverschiebung auch in die 5. Korporalschaft zu diesem Unteroffizier zu kommen. Da habe ich erst empfunden, welch großer Unterschied das war.

Fortsetzung folgt — Zeit des 1. Weltkrieges